

Brief an Prof. Felix Jaffe, Jerusalem

Nachkomme der Familie Brunner aus Hohenems

Wien, im April 1999

Lieber Felix,

Du kennst das Phänomen der "Angst vor dem weißen Blatt Papier". Sie treibt manchmal seltsame Blüten. Mich führt sie dazu, meine abschließenden Gedanken zu einem der wichtigsten Projekte "unseres Hauses" der letzten Jahre, an Dich zu adressieren. Was keine besondere Rechtfertigung erfordert, denn wenn auch das Museum und sein Team dieses Treffen der Nachkommen Hohenemser jüdischer Familien zustande gebracht haben und daher ihnen Kompliment und Ehre dafür gebührt, so wissen doch alle, daß ohne Dich, ohne Deine Vision, Deine Hartnäckigkeit und Deinen Einsatz, Hohenems im August 1998 nicht zum Schauplatz dieses wohl einmaligen Ereignisses geworden wäre. Einen "Nudnik" hat die damalige Museumsleiterin, Esther Haber, Dich - liebevoll zwischen Anerkennung und Erleichterung, daß alles zu einem guten Ende gekommen ist, changierend - in ihrer Dankesadresse genannt, und sie hat damit die Qualität, die Du in dieses Projekt eingebracht hast, sehr gut getroffen. Es gehört schon eine Portion intelligenter und alle Hindernisse im Kopf wie in der Realität überwindender "Verrücktheit" dazu, von Jerusalem aus in einer Kleinstadt der österreichischen Provinz, wie Hohenems das nun einmal ist, ein solches Mammutunternehmen anzuregen und dann auch noch tatkräftig zu begleiten.

Nicht nur eine Portion "Verrücktheit", auch die entsprechende informationstechnologische Ausstattung war eine wichtige Voraussetzung dafür. E-mail und Telefon können jeden Ort dieser Welt zu einem Zentrum machen, von dem Impulse, Anregungen und auch noch anderes, das ich hier gar nicht benennen will, ausgehen können. Du hast gut und durchschlagend vor Augen geführt, wie diese neuen und kostengünstigen Technologien Welten verbinden und geographische Distanz zur Nebensächlichkeit erklären können. Ich war immer überzeugt, daß es Menschen und ihr Engagement sind, die das Potential einer Institution ausmachen, und habe dementsprechend versucht, Leute zu bewegen, sich für dieses Museum zu engagieren. Noch mehr Interessierte weltweit, mit Laptop und e-mail ausgestattet und nachhaltig ihr Engagement, aber auch ihre Position und ihre Forderungen einbringend, ließe mich das aber noch einmal überdenken. Für das Tempo, das Du in dieser Sache vorgelegt hast, sind "normale" Institutionen dieses Landes nämlich einfach nicht eingerichtet.

Mir ist sehr viel an persönlichen Eindrücken von diesen Tagen im August geblieben; einige haben sich besonders nachdrücklich eingeprägt. Da ist zum einen ein Gespräch im Garten des "Schloßcafes". Ich habe die Urenkelin des berühmten Kantors Salomon Sulzer mit der Frau des Enkels von Aron Tänzer, ehemaliger Rabbiner und Historiker der Jüdischen Gemeinde Hohenems, bekanntgemacht. Die Frau des Rabbinerenkels ist eine Chazanut in den Staaten, und ihre Augen haben aufgeleuchtet, als ich ihr die Nachfahrin dieses berühmten Berufskollegen des 19. Jahrhunderts vorgestellt habe. Sie habe sich immer gefragt, so Frau Tänzer, ob Salomon Sulzer wohl einverstanden gewesen wäre mit Frauen in seinem Berufsfeld und ob er ihre Arbeit geschätzt hätte. Ohne langes Nachdenken und sehr bestimmt beantwortete die Urenkelin von Salomon Sulzer beide Fragen positiv. Ihr Urgroßvater sei ein sehr liberaler und weltoffener Mann gewesen; er hätte Frauen auf ihrem Weg in die traditionell den Männern vorbehaltenen Felder ganz sicher tatkräftig unterstützt. Ich war beeindruckt von der Sicherheit, mit der Frau Merory der amerikanischen Chazanut auf ihre Frage antwortete, und von der Autorität, die sie in dieser Situation ausstrahlte. Als Wissenschaftlerin mit dieser Frage konfrontiert, wäre mir eine Antwort weit schwerer gefallen. Im historischen Fach tut man sich ja grundsätzlich schwer mit Fragen nach dem Modus "Was wäre gewesen, wenn ...", und Frauen in Sulzers Berufsfeld waren so außerhalb jeglichen Diskurses seiner Zeit, daß es keinen Sinn macht, nach einer gesicherten Position des Kantors in dieser Frage zu suchen. Ich vermute ja, daß seine bezeugte Eitelkeit einer liberalen Position in dieser Frage im Weg gestanden wäre, aber auch das ist nicht gerade eine wissenschaftlich profunde Erklärung. Vielleicht liegt Frau Merory nicht einmal so falsch mit ihrer Antwort: War es im 19. Jahrhundert die Frage der Orgel oder der deutschen Predigt in der Synagoge, an der die Trennlinie zwischen Liberalen und Konservativen/Orthodoxen verlief, so war und ist es im 20. Jahrhundert unter anderem eben die Frage des aktiven weiblichen Parts in der Synagoge, die weltanschauliche und religionspolitische Positionen markiert. Sulzer, der Reformers des synagogalen Gottesdienstes des 19. Jahrhunderts, wäre im 20. Jahrhundert also vielleicht wirklich ein Befürworter des weiblichen Rabbinate gewesen.

Das ist aber nicht der Punkt, auf den ich hinaus will. In Erinnerung geblieben ist mir dieses Gespräch im "Schloßcafe" so nachdrücklich, weil sich in dieser Begebenheit eine Art Transformation des Charakters von Hohenems als Gedächtnisort spiegelt. In diesen Tagen im August wurde Hohenems in seinen Dimensionen als jüdischer Gedächtnisort wieder zu einem "Generationenort" (nach Aleida Assmann). Zu einem markanten "Erinnerungsort" der jüdischen Gedächtnisotopographie wurde Hohenems durch das Museum und dessen auf öffentlichen Ritualen und Wissenschaft beruhender Erinnerungs- und Dokumentationsarbeit. Generationenorte jedoch erhalten ihre Bedeutung durch langfristige Bindungen von Familien und Gruppen an diese Orte. Zu Gedächtnisorten dieser spezifischen Art werden sie daher nicht durch Geschichtsbewußtsein, Geschichtspolitik und Wissenschaft, sondern durch die Tatsache, daß sich an diesem Platz Geburt, Leben und Tod in einer Kette der Generationen abspielte. Nicht geschichtspolitische Entscheidungen einer Nation, eines

Landes oder einer Stadt, die Erinnerungsinstitutionen wie Museen oder Denkmäler schaffen oder durch denkmalpflegerische Maßnahmen Relikte historischer Ereignisse oder Lebenswelten erhalten, führen zu ihrer Etablierung, sondern schlicht die Tatsache, daß Familien sich dieser Orte als "Ursprungsorte" erinnern. Und in Erinnerung bleiben diese Orte nicht aufgrund katastrophischer oder triumphaler Ereignisse von kollektiver Bedeutung, sondern schlicht und einfach der Tatsache wegen, daß sie einmal den Lebensraum für diese Familien gebildet haben.

Hohenems als Generationenort ihrer Familien war das Element, das diejenigen, die sich im August 1998 in dieser Vorarlberger Kleinstadt versammelten, verbunden hat. Das Aufstellen der Teilnehmer zum großen "Gruppenbild" im Innenhof des gräflichen Palastes ließ dann auch wirklich eine Stimmung aufkommen, die an ein überdimensionales Familientreffen erinnerte. Als ob alle sich schon seit langem kennen würden, und dabei hatten die meisten sich gerade kennengelernt oder es noch nicht einmal geschafft, über die angereisten Mitglieder der eigenen Großfamilie hinaus Bekanntschaften zu schließen. Auch Deine "Großfamilie", die Brunners, sind ja ein prägnantes Beispiel für dieses verbindende Element eines gemeinsamen Generationenortes. Seit Jahrzehnten erhält sich bei ihren Mitgliedern über mindestens vier Kontinente hinweg ein gemeinsames Familienbewußtsein, das darauf beruht, daß sie sich auf die über Generationen in Hohenems lebende Familie Brunner zurückführen - ungeachtet dessen, daß die letzten dieser Familie Hohenems gegen Ende des letzten Jahrhunderts verlassen haben. Das Beispiel dieser Großfamilie zeigt, daß religiöse Diversifizierung die familiäre Gruppenidentität, die sich über den gemeinsamen Herkunftsort vermittelt, nicht auflösen muß. Längst sind viele von ihnen nicht mehr Mitglieder Jüdischer Gemeinden. Auch darin sind die Brunners repräsentativ für die vielen Familien, die sich in Hohenems eingefunden haben.

Die klassische Gedächtnisinstitution des Generationenortes ist der Friedhof, (und nicht etwa das Museum, das als Institution mit anderen Typen von Gedächtnisorten korrespondiert.) Auch das ist beim Treffen der Nachkommen der ehemaligen Hohenemser jüdischen Familien schön zum Ausdruck gekommen. Du hast bei mehreren Gelegenheiten deutlich gemacht, daß das "Kaddisch"-Sagen auf dem Jüdischen Friedhof für Dich den Höhepunkt dieses Nachkommentreffens darstellt, und viele andere haben mir dasselbe versichert. Auch für mich war es der stille Höhepunkt dieser Tage. Beeindruckend war, wie sich die Menschen zunächst, ihre Gräber suchend, über den ganzen Friedhof verstreuten, um sich dann bei den gefundenen Gräbern der Vorfahren wieder zu sammeln - und dort Mitglieder derselben Familie fanden, die sie bisher nicht gekannt hatten.

In den ersten Jahren nach 1945 sorgte vor allem jüdisches Engagement für die Erhaltung und Bewahrung der jüdischen Friedhöfe in Deutschland und Österreich. Vielerorts waren es Einzelpersonen, Menschen, deren Vorfahren dort ihre Gräber hatten, die diese Orte vor der

Zerstörung bewahrten. Diese Friedhöfe bildeten in den ersten Jahrzehnten nach 1945 auch die wichtigsten Orte jüdischen Gedenkens an die Opfer der Schoah. Die Erklärung für diese besondere Aufmerksamkeit, die in den Jahren nach der großen Katastrophe jüdischerseits diesen Friedhöfen zukam, liegt zum einen sicher in der starken religionsgesetzlichen Verankerung dieser Orte, deren Auflösung im Rahmen des jüdischen Gesetzes ja kaum möglich ist. Bedeutsam dürfte in diesem Zusammenhang aber auch der Charakter dieser Friedhöfe als Generationenort der jüdischen Familien dieser Länder gewesen sein. Viele hatten Familienangehörige in der nationalsozialistischen Vernichtungsmaschinerie verloren und waren dieser selbst nur knapp entkommen. Für diese Opfer gibt es nicht einmal Gräber, an denen ihr Tod betrauert werden konnte. Die alten jüdischen Friedhöfe, die auf die Jahrhunderte jüdischer Existenz in diesen Ländern verwiesen, von denen dann die Vernichtung ausging, zählten daher zu den letzten Orten, welche die individuellen Wurzeln dieser Menschen in diesen Ländern repräsentierten. Als Generationenort funktionieren sie auch über religiöse Grenzen hinweg, denn nicht nur jüdisch Geblebene besuchen hier die Gräber ihrer Vorfahren. Viele Nachkommen ehemaliger Hohenemser jüdischer Familien, auch solche, die selbst nicht mehr jüdisch sind, besuchen seit Jahrzehnten die Gräber ihrer Vorfahren hier in Hohenems. Lange bevor es zur Gründung eines Museums in Hohenems kam, existierte hier also ein Gedächtnisort für die Nachkommen der ehemaligen jüdischen Familien der Stadt. Die Geschichte des Hohenemser Friedhofs nach 1945 fügt sich übrigens genau in dieses historische Bild. Es war das Engagement der aus diesem Ort stammenden Familie Bollag-Landauer, die den Friedhof in den 50er Jahren erwarb, so vor der möglichen Zerstörung bewahrte und bis heute betreut.

Ich weiß ja aus unseren Diskussionen, daß Dich die kulturwissenschaftlichen Analysen der Hintergründe des Hohenemser Museums nicht brennend interessieren. Auch für die anderen Nachkommen, die das Museum in den letzten Jahren besucht und seine wissenschaftliche Infrastruktur genutzt haben, war das Wichtigste, daß dieses Museum geschaffen wurde, und das haben sie auch immer honoriert. Kritische und vorwurfsvolle Fragen zum Umgang Österreichs mit seiner NS-Vergangenheit waren von dieser Seite nicht zu hören. Das liegt wohl auch daran, daß das Museum dem Umgang mit diesen schwierigen Kapiteln der lokalen und nationalen Geschichte nicht ausgewichen ist. Die jahrzehntelange konfliktreiche Auseinandersetzung um den österreichischen Anteil an den Verbrechen des Nationalsozialismus bildet den erinnerungspolitischen Hintergrund für alle drei Jüdischen Museen in Österreich. Sie sind Kristallisationspunkte dieses mühsamen und lange verweigerten Erinnerungsprozesses. Das spezifische Erinnerungsmilieu dieser Orte wird daher von ganz spezifischen und auch ganz unterschiedlichen Motiven geprägt; die Motive der Nachkommen jüdischer Familien sind das eine, die der österreichischen nicht-jüdischen Trägerschaft das andere. Ich glaube ja, daß das Hohenemser Museum gerade aus der Reflexion dieses spezifischen Erinnerungsmilieus des Ortes sehr viel Potential und Profil bezieht. Kulturwissenschaftliche Analysen

dieser Art sind also nicht eine reine Selbstbespiegelung, sondern schärfen das Bewußtsein und profilieren die Arbeit.

Daß Hohenems ein "Generationenort" für Menschen ist, deren Vorfahren in diesem Ort lebten, ist ja an sich nichts besonderes. Das entspricht einem generellen soziokulturellen Muster. Etwas besonderes wird es durch die Tatsache, daß der Nationalsozialismus in Deutschland und Österreich sehr viel Energie darauf verwendete, das Bewußtsein auszulöschen, daß Juden je einmal ihre Heimat in diesen Ländern gehabt haben. Es ging ihnen nicht nur um die Vertreibung und Vernichtung der Menschen, sondern auch um die Auslöschung all' dessen, was daran erinnern könnte, daß diese Menschen Geschichte und Kultur dieser Länder über Jahrhunderte mitgeprägt haben. Das traf die jüdische Gesellschaft deshalb so tief, weil sie durch die Emanzipation im 19. Jahrhundert Teil der staatsbürgerlichen Gesellschaft dieser Länder geworden war und die bürgerliche Gleichstellung immer als Anerkennung gerade ihrer Leistungen für Staat und Vaterland gelesen hatte. Die Radikalität der ideologischen und existentiellen Ausschließung jüdischen Lebens durch die Nationalsozialisten in Deutschland und Österreich, von den Gesellschaften dieser Länder mitgetragen, ließ daher auch jegliche zivilisatorische Selbstverständlichkeit im Umgang mit den Orten der Geschichte jüdischer Menschen in diesen Ländern erlöschen. Unhistorisch betrachtet, ist Hohenems als Generationenort der Nachkommen ehemaliger jüdischer Familien des Ortes keine Besonderheit; erst historisch betrachtet und damit vor dem Hintergrund des Versuchs der Vernichtung jüdischen Lebens in den 30er und 40er Jahren dieses Jahrhunderts bewertet, bekommt das, was sich hier in den letzten Jahren entwickelt hat - und damit auch das Nachkommentreffen vom August 1998 -, seinen besonderen Stellenwert.

Das Hohenemser Jüdische Museum ist ein gutes Beispiel für diesen Zusammenhang. Die Geschichte, die es erzählt, und das Material, das es verwendet, macht es eigentlich zu einem klassischen "Heimatmuseum". Es dokumentiert und erzählt die Geschichte lokaler Bewohner. Die Akteure dieser Erzählung sind jüdische Persönlichkeiten und Familien des Ortes sowie deren Institutionen. Diese Geschichte ist natürlich in größere historische Zusammenhänge eingeordnet, aber das ist mittlerweile Standard einer jeden wissenschaftlich orientierten Regional- und Lokalgeschichtsschreibung. Das Hohenemser Museum gibt in keiner Weise vor, jüdische Weltgeschichte zu vermitteln, und auch jüdische Religion und Tradition wird im historischen Kontext der lokalen jüdischen Lebenswelt erklärt. Alle diese Strukturmerkmale weisen es als klassisches Lokal- oder "Heimatmuseum" aus. Nur eines fehlt: Vor Ort lebende Menschen (und daraus bildet sich normalerweise die Trägerschaft lokaler Museen), welche die Geschichte, die das Museum erzählt, in eindeutiger und positiver Weise als "ihre" Geschichte empfinden können. Nach der 1940 von den Nationalsozialisten erzwungenen Auflösung der Jüdischen Gemeinden Österreichs kam es weder in Hohenems noch in Vorarlberg zur Neugründung einer Jüdischen Gemeinde, und auch die

Nachkommen ehemaliger jüdischer Familien des Ortes leben, bis auf wenige Ausnahmen in der Schweiz, nicht mehr in der näheren Umgebung von Hohenems. Die Situation verschärfend kommt hinzu, daß der Part der Geschichte, den Vorfahren der heute in der Stadt lebenden Menschen und die heutigen Institutionen gespielt haben, nicht immer ein positiver war. Wenden wir die - zugegebenermaßen sehr vereinfachende und grundsätzlich auch zu hinterfragende - Dichotomie an, die Beteiligte an historischen Prozessen generalisierend in Täter und Opfer einteilt und diese Einteilung auch noch über die aktiv beteiligte Generation hinauszieht, so hieße das für die Hohenemser Situation, daß diejenigen, die das Museum im großen und ganzen eingerichtet haben und es heute zum größten Teil unterhalten, Nachkommen der verantwortlichen Generation sind sowie Institutionen, die in der Nachfolge von Institutionen stehen, die in der NS-Zeit die Maßnahmen gegen Juden exekutiert haben.

Ich weiß schon, daß ich mich in diesem Feld auf schwierigem Terrain bewege, denn was heißt denn schon, eine Geschichte als "seine eigene" zu empfinden. Es bedeutet immer eine sträfliche Vereinfachung der komplexen Realität, wenn man einer Gruppe von Menschen so etwas wie ein "kollektives Gedächtnis" zuspricht. Auf der anderen Seite wissen wir, daß die Einrichtung eines Museums eben erfordert, daß man sich auf so etwas wie eine "gemeinsame Version" der Geschichte einigt. Daß diese Einigungsprozesse bei weitem nicht friktionsfrei verlaufen und Geschichtsbilder, die Museen repräsentieren, daher keine unwidersprochenen sind, versteht sich von selbst. Auch der Vorwurf, daß man im Rahmen solcher Überlegungen Juden und Nicht-Juden noch einmal auseinanderdividiert und damit nationalsozialistisches Gedankengut einen "posthumen" Sieg feiern würde, ist mir wohl bekannt. Dem kann ich nur entgegenhalten, daß, auf dieser spezifischen Trennlinie zu beharren, nicht bedeutet, eine grundsätzliche oder essentielle Trennlinie zwischen Juden und Nicht-Juden zu postulieren. Was aber das Erinnern an Nationalsozialismus und Schoah betrifft, so gibt es radikal unterschiedliche Ausgangspunkte, die auf radikal unterschiedlichen historischen Erfahrungen beruhen. Diese spezifische Trennlinie zu ignorieren oder in Gedenkritualen zur Unkenntlichkeit zu verwischen, würde bedeuten, sich der aus dem Ereignis erwachsenden Verantwortung ein weiteres Mal zu verweigern.

Ich weiß, daß Dir als einem naturwissenschaftlich ausgebildeten Geologen kulturwissenschaftliche Analysen dieser Art viel Geduld abverlangen. Aber, wie Du siehst: Museum ist eben nicht Museum, und ein Jüdisches Museum in einer Kleinstadt der österreichischen Provinz ist eine besonders komplexe und manchmal auch ganz schön komplizierte Angelegenheit. Zum Treffen im Sommer 1998 würde ich abschließend meinen, daß seine besondere Bedeutung darin liegt, daß das Museum durch die Anwesenheit der vielen Nachkommen ehemaliger lokaler jüdischer Familien in diesen Augusttagen zu dem geworden ist, was es in seinem Kern immer war, wofür ihm aber ein wichtiges Publikum und eine bestimmte Trägerschaft gefehlt hat: ein "Heimatmuseum" eben, aber eines der

besonderen Art. Die Gedächtnisinstitution von Hohenems als jüdischer Generationenort wird immer der jüdische Friedhof im Süden der Stadt bleiben. Das Museum aber konnte in diesen Tagen zeigen, daß es seine Arbeit und seine Infrastruktur in den Dienst dieser Sache stellen kann. Eine wichtige Sache, wie ich meine, die in ihren gesellschaftspolitischen Dimensionen weit darüber hinausreicht lediglich zu demonstrieren, daß die nationalsozialistische "Auslöschung" jüdischen Lebens und jüdischer Erinnerung in ihrem Machtbereich nicht gelungen ist. Das aber wäre schon wieder ein neues Thema kulturwissenschaftlicher Analyse der Arbeit jüdischer Museen, und die würde Deine Aufmerksamkeit und diesen Rahmen nun wirklich sprengen.

Well done, lieber Felix. Die Geschichte "unseres Museumsprojektes" wurde im Sommer 1998 ein beträchtliches Stück weiter geschrieben.

Eva